Haus und Welt

Erste Schwalbe

Wieder aus sonnigem Süden kamst heim du!
Länder und Meere in taumelnden Tiefen — — —
Glittest hinüber mit gleitenden Schwingen
Rastlos und ruhlos;
Suchendes Sehnen wies sicheren Weg.

Wieder aus sonnigem Süden kamst heim du!
Zwitscherst und zwartscherst und zwatscherst und zwitscherst:
Welt voller Wunder und lockender Bilder
Durftest du schauen,
Heimat, die deine erst rasten dich ließ

Der Bräutigam auf dem Apfelbaum

Eine Geschichte aus der Schubertzeit.

Der Weinschenker Steinlechner saß an einem schönen Junitage vor seinem Giebelhäuschen in dem Dorfe Hernals, als zwei Stadtherren die Gasse daherkamen. Mit seinen scharfen Bauernaugen hatte er sie gleich erkannt. Es waren alte Stammgäste.

„Nein, so eine Ueberraschung," rief er ihnen entgegen, als sie nun auf sein Häuschen zusteuerten. „Das ist wirklich der Herr von Schubert und der Herr von Schwind. Das muß man ja in den großen Rauchfang schreiben, daß die Herren wieder einmal zu uns nach Hernals kommen. Warum so selten, meine Herren?"

„Daran ist nur unser stark entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl schuld," erwiderte Schubert, während er die Hand des Weinschenkers schüttelte. „Was das Weintrinken anbelangt, kennen wir keine Protektion. Da verurteilen wir unsere Gunst gleichmäßig auf alle Oertlichkeiten, an denen ein guter Tropfen wächst. Was können wir dafür, daß es gar so viele Orte in dieser Hinsicht in der Wiener Umgebung gibt?"

Die Gäste traten durch das Tor in den Hof und nahmen an den Tischen Platz ,die im Garten unter den alten Obstbäumen standen.

„Das letztemal waren wir voriges Jahr zum Kirchweihfest heraußen," sagte Schwind jetzt zu Schubert, „wie du dich mit der Mamsell Annerl so gut unterhalten hast."

„Ja, richtig, die Annerl! Ich erinnere mich. Wo die heute nur stecken mag, man sieht sie ja gar nicht," erwiderte Schubert, während die Kellnerin den Wein auf den Tisch stellte.

„Die Mamsell Annerl werden die Herren heut' auch nicht zu sehen bekommen," mengte sich die Kellnerin in die Unterhaltung. „Die sitzt in ihrer Kammer und weint."

„Ja, warum denn?" forschte Schubert.

„Es hat mit dem Herrn Vater etwas gegeben," berichtete die Kellnerin mit gedämpfter Stimme.

Auf diese Nachricht eilte Schubert in das Haus ,um nach der schönen Annerl zu sehen. Er fand sie, in Tränen aufgelöst, in ihrer Kammer, am Tische sitzend.

„Was ist denn geschehen, Mamsell Annerl?" rief Schubert teilnahmsvoll aus.

„Ich bin so unglücklich," schluchzte das Mädchen. „Mich freut das Leben nicht mehr."

„Ahe, ich kann mir's denken, da steckt eine unglückliche Liebesgeschichte dahinter."

„Aber es ist ja gar keine unglückliche Liebe. Der Hengl Franz will mich ja heiraten, aber der Herr Vater erlaubt's nicht. Er will haben, daß ich einen Stadtherrn heirate, den er mir ausgesucht hat."

„So, so, einen Stadtherrn?" Wer ist denn der Stadtherr?"

„Ein grauslicher, magerer, alter Krampus. Pühringer heißt er und Handschuhmacher ist er von Profession."

„Was, der Pühringer aus der Wollzeile ist es? Den kenn' ich ja sehr gut."

„Ich bitt' Sie, Herr Schubert, sprechen Sie mit mein Vatern. Reden S' ihm diese Heiratsgeschichte aus. Auf Ihr Reden gibt der Herr Vater so viel."

„Also wissen S', Mamsell Annerl, in Familiengeschichten misch' ich mich nicht gerne hinein, aber vielleicht könnte man dem Herrn Pühringer diese Heiratsgeschichte verleiden."

„Glauben Sie?"

„Ich werd' einmal mit meinem Freund Schwind darüber reden. Vielleicht fallt uns was Lustiges ein, wie man dem alten Pühringer solche Liebesgedanken austreiben könnte."

„Helfen Sie mir, Herr Schubert, ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

Schubert kehrte zu seinem Freunde Schwind zurück und erörterte mit dem jungen Maler, der zu lustigen Streichen stets zu haben war, die Angelegenheit. Ein Kriegsplan wurde gegen den liebeslustigen Handschuhmacher Pühringer entworfen. Die Rollen wurden verteilt. Dem Schubert fiel es zunächst zu, den Wolf in die Falle zu locken.

Gleich am nächsten Tag erschien Schubert als Käufer in dem Laden des ahnungslosen Pühringer und wählte ein Paar feine, graue Glaceelederhandschuhe aus. Beim Probieren brachte er sie nur schwer über die Finger.

„Nur Geduld," mahnte der Handschuhmacher und half nach Kräften nach. „Beim Handschuhprobieren muß man in erster Linie Geduld haben."

„Das ist wohl in der Liebe," antwortete Schubert. „Da darf man es auch nicht an Geduld fehlen lassen, wenn man ans Ziel kommen will, nicht wahr, Herr Pühringer, Sie werden das bestätigen können?"

„Ich? Warum gerade ich?"

„Wie man hört, sollen Sie ja auf Freiersfüßen gehen."

„Wo hört man das?" entgegnete Pühringer verlegen.

„In Hernals. Sie wollen sich ja für die Steinlechner Annerl sehr interessieren."

„Das wissen Sie auch schon."

„In Hernals gibt es keine Geheimnisse. Die Mamsell Annerl will aber von der Heirat nichts wissen."

„Wer sagt denn das?"

„Die Leute erzählen es halt so. Aber machen Sie sich nichts draus, Herr Pühringer. Die modernen jungen Mädeln sind nicht leicht zu behandeln. Ich glaube, Sie stellen die Sache nicht schlau an. Wenn man so ein modernes, junges Frauenzimmer verliebt machen will, muß man ihr romantisch kommen. Daran lassen Sie es fehlen."

„Meinen Sie, Herr Schubert. Ich sehe, Sie wissen alles, ich kann mit Ihnen darüber reden. Unter Diskretion, Herr Schubert, was soll ich denn Romantisches tun, damit ich bei der Mamsell Annerl besser reussiere?"

„Sie machen die Geschichte zu offiziell. Sie müssen mehr den Liebhaber herauskehren. Eine heimliche Zusammenkunft, ein zärtliches Rendezvous könnte nicht schaden. Die jungen Frauenzimmer brauchen Mondschein und Seufzen, Flüstern und Zärtlichkeiten, wenn's in Stimmung kommen sollen. Das wirkt immer. Kommen S' mit der Annerl einmal heimlich zusammen. Bestellen Sie sie rückwärts in den großen Obstgarten, steigen S' über den Zaun und gehen S' mit ihr im Mondschein spazieren, wobei ihr natürlich allerhand schöne Redensarten sagen müssen."

„Sie haben recht, Herr Schubert, das werde ich nächstens gleich probieren. Aber glauben Sie, daß die Annerl kommen wird?"

„Ganz bestimmt. Ich hab' den Eindruck, daß sie nur auf so eine Einladung wartet."

„Dann schreib' ich ihr noch heute ein Liebesbrieferl. Am Freitag bin ich draußen und probiere es mit dem Romantischen."

Herr Schubert wollte jetzt seine Handschuhe zahlen, aber der Herr Pühringer nahm durchaus kein Geld. Er bat Schubert, die Handschuhe als Dank für seinen guten Ratschlag zu behalten.

„Unter Diskretion, Herr Schubert."

„Selbstverständlich, Herr Pühringer," erwiderte Schubert und verschwand mit den schönen, grauen Glaceelederhandschuhen.

Am nächsten Freitag erschien Herr Pühringer gegen acht Uhr in Hernals und traf sofort Anstalten, den Gartenzaun des Steinlechnerischen Besitzes zu überklettern. Da er schon seit etliche vierzig Jahre über keine Gartenzäune mehr geklettert war, ging es mit dem Unternehmen nicht leicht. Gartenzäune haben es scheinbar nicht gerne, wenn sie überklettert werden, darum setzten sie derartigem Tun ziemlichen Widerstände in den Weg. Sie wanken und schwanken und greifen mit ihren hölzernen Armen nach den Hosen des Kletterlustigen. Mit einem Riß in diesem Kleidungsstücke landete der Handschuhmacher in dem Garten und suchte den vereinbarten Apfelbaum auf, bei dem er sich mit Mamsell Annerl treffen sollte.

Herr Pühringer hatte bei dem Apfelbaum noch nicht lange Aufenthalt genommen, als plötzlich „Tyras", der wilde Haushund, herbeigestürzt kam und den Eindringling nicht nur gehörig verbellte, sondern auch Anstalten traf, sich auf die Frackschößel des Bedrohten zu stürzen. Herr Pühringer konnte sich schließlich nicht anders helfen, als daß er auf den Apfelbaum flüchtete. Die Mamsell Annerl mußte ja ohnehin jeden Augenblick daher kommen. Bei der Kletterei fiel ihm der seidene Zylinderhut vom Kopf, den nun „Tyras" mit seinen kräftigen Zähnen zerriß.

So sehnsüchtig auch Herr Pühringer nach der Mamsell Annerl Ausschau hielt, sie zeigte sich nicht. Dagegen nahm „Tyras" unter dem Apfelbaume Aufstellung und ließ Herrn Pühringer nicht mehr herunter. Die Dämmerung war schon hereingebrochen. Im Garten war es finster. Der Handschuhmacher, der im Umgang mit Aepfelbäumen nicht sehr erfahren war, befand sich in einer sehr ungemütlichen Situation. Er kniete zitternd und bebend auf einem Ast des Apfelbaumes und hielt sich mit beiden Händen an dem Stamm des Baumes fest. Nun ist es aber, wie jedermann bestätigen wird, der dies versucht hat, eine schrecklich unangenehme Geschichte, eine Viertelstunde und noch länger auf einem Apfelbaumast zu knien; denn die Unebenheiten der borstigen Rinde drücken sich in das Fleisch und schneiden in die Knie ein. Es sticht und zwickt und brennt und kribbelt. In seiner Not hatte der Handschuhmacher mehreremal den Namen der Mamsell Annerl in die Nacht hinausgerufen, da er fürchtete, daß die Geliebte vielleicht den Apfelbaum nicht finden werde. Erfolglos. Nur „Tyras" bellte und kläffte heftiger. In dieser Leidensstunde verwünschte der Handschuhmacher die ganze Romantik mit ihren Heimlichkeiten und bereute es schon, sich auf den Ratschlag Schuberts eingelassen zu haben.

Da tauchte ein Licht im Garten auf. Es kam näher. Erlösung war unterwegs. Pühringer erkannte Mamsell Annerl, die eine Laterne trug.

„Mamsell Annerl, Mamsell Annerl!" rief Pühringer in heller Verzweiflung. „Da bin ich. Hier auf den Apfelbaum. Ich kann bloß nicht herunter, weil das Hundevieh sonst auf mich losgeht. Sperren Sie den „Tyras" ein."

Mamsell Annerl blieb stehen und leuchtete mit ihrer Laterne zu den Liebhaber auf dem Apfelbaum hinauf, der eine verzweifelte Miene zur Schau trug und flehentliche Blicke nach dem Mädchen warf.

„Mir scheint, Sie fürchten sich vor dem Hunde," sagte sie ironisch.

„Vom Fürchten ist keine Rede," erwiderte Pühringer verlegen. „Ich möchte nur nicht haben, daß mir „Tyras" meine neuen Beinkleider zerreißt."

„Sehr mutig sind S' nicht, Herr Pühringer! Und Sie wollen mich heiraten? Sie, ein Mann, der sich vor einem gewöhnlichen Hund fürchtet. Wissen Sie nicht, daß der Mann in der Ehe der Frau in Not und Sorgen, Gefahren und Kummer beistehen soll."

„Mamsell Annerl, Mamsell," flehte Pühringer. „Ich bitt' Sie, sperren S' den Hund ein. Ich halte es da heroben nicht mehr aus. Gleich werde ich Ihnen dann alles erklären. Helfen Sie mir. Ich hab' ja vom Heiraten kein Wort mehr geredet."

„Aber meinem Vater verdrehen Sie mit solchen Redensarten den Kopf."

„Ich schwör' Ihnen, Mamsell Annerl, ich werd' nie wieder davon reden, aber schaffen Sie den „Tyras" weg. Der Hund geht mir auf die Nerven. Mir tun die Kniescheiben schon so weh, als möchten die Füße wegfallen. Ich bin nicht für die Romantik. Ich sehe es ein und kehr' wieder zu der Witwe Haselberger zurück, die mich auch ohne Romantik nimmt."

„Bravo, so ist's recht," riefen jetzt mehrere geheimnisvolle Stimmen aus der Dunkelheit.

Sprachlos starrte der Handschuhmacher in den finsteren Garten. Gleich darauf wurde das Rätsel gelöst. Aus der Dunkelheit traten unter Führung Schuberts und Schwinds die Gäste des alten Steinlechners mit ihm selbst.

Schwind kam an den Apfelbaum heran und leuchtete mit der Laterne hinauf.

„Nicht wahr, Herr Pühringer," sagte er dabei, „wenn man das Leben von einem Apfelbaum anschaut, von dem man nicht heruntersteigen kann, sieht es ganz anders aus, als wenn man es von der ebenen Erde her betrachtet, besonders wenn man dabei noch mit beiden Füßen auf einem Ast knien muß. Da geht dem Menschen das innere Licht auf und er erkennt dann, was für Dummheiten er zu machen im Begriffe ist. Kommen Sie nur herunter, Herr Pühringer. Der „Tyras" liegt schon wieder an der Kette."

Natürlich war es dem Handschuhmacher jetzt sofort klar gewesen, daß man sich mit ihm einen Ulk gemacht hatte, daß er in eine Falle gelockt worden war. Zorn und Beschämung erfüllten sein Gemüt. Er war blamiert, lächerlich gemacht und dem öffentlichen Spott preisgegeben. So gut es anging, kletterte er den Baum herab, warf den Umstehenden wütende Blicke zu und wandte sich dann zum Gehen.

„Pühringer, Pühringer," rief ihm der alte Steinlechner nach, „was ist's denn jetzt mit der Annerl."

„Hab' mich gern mit der Heiraterei. Wenn das so anstrengend ist, verzicht' ich darauf," entgegnete der Handschuhmacher, ohne sich umzusehen.

Sprach's und verschwand in der Dunkelheit, dem Ausgange des Hofes zustrebend.

„Dann ist ja kein Hindernis mehr, daß ich die Annerl heirat'," rief nun der junge Franz Hengl, auf Steinlechner zutretend.

Annerl bedankte sich noch vielmals bei den Herren Schubert und Schwind, die diesen Streich so trefflich inszeniert hatten.

„Ein Gutes hat die Geschichte auch für mich gehabt," sagte Schubert lachend. „Ich bin umsonst zu einem Paar feine graue Glacéhandschuhe gekommen, um die der Pühringer noch lange trauern wird."

Der Kanarienvogel

Der alte Höpel hatte sich einen Kanarienvogel gekauft. Tief in der hintersten Ecke seiner Kommode hatte er nach seinen wenigen Ersparnissen gelangt, hatte ihnen einen Betrag entnommen, war in ein Vogelgeschäft gegangen und erstand einen zierlichen, dottergelben Kanarienvogel und ein ebenso zierliches Vogelbauer. Der Ladeninhaber packte das Bauer, darin der Vogel ängstlich her und hin hüpfte, sorgsam in dickes Packpapier ein, ließ eine kleine Oeffnung im Papier frei, so daß ein silberner Lichtstrahl in das Bauer hineinhuschen konnte. Und der alte Hövel ging stolz und aufrecht über die Straße, trug sichtlich eine heimliche Freude zur Schau und ging so behutsam mit dem großen viereckigen Paket um, als berge es irgendeine unbezahlbare Kostbarkeit.

Es war ein wundertiefer Frühlingsabend, als Hövel die vier engen, düsteren Treppen zu seiner Behausung hinaufschritt. Die Abendsonne zwängte sich durch den tiefen Häuserschacht und hüllte das Dachzimmer Hövels in eine festliche Stimmung, vergoldete die verblaßten Möbel und kleidete die zerschlissene Tapete in ein brokatenes Gewand. Hövel ließ sich zunächst schwer und erschöpft auf einen Stuhl nieder, ehe er vorsichtig mit scheuen Fingern das Bauer vom Papier befreite. Dann aber zog er den Stuhl ganz nahe an den Tisch heran, darauf das Bauer stand, und starrte immerzu den Vogel an, der ihn mit blanken Perlenaugen neugierig ansah, und dann lustig von Stäbchen zu Stäbchen hüpfte. Als Hövel gar aus einer Tüte Vogelsamen in das eine Näpfchen des Bauers schütete und das Tierchen immerzu seinen Kopf tief in den Napf hineinsteckte, um ein Körnchen nach dem andern zu verspeisen, wurde es dem Alten ordentlich warm ums Herz, und die Freude, die die ganze Zeit über in ihm war, schwang wie das jubelnde Läuten einer Dorfkirchenglocke in ihm. Nun hatte er doch ein Lebewesen in seiner vereinsamten Stube, nun würde seine Stube immerzu von Liedern durchklungen sein. Doch da traf ihn am selben Abend noch die erste kleine Enttäuschung. Als das Tierchen sich satt gefressen, verkroch es sich in die äußerste Ecke des Bauers, pustete sich auf, steckte seinen Kopf zwischen die Flügel, und Hövel sah, wie der kleine gelbe Ball sich in sich selbst in einem fort auf und nieder bewegte.

Am Morgen aber, als die ersten Sonnenstrahlen durch die grauen Gardinen in die Stube hineingriffen, wurde Hövel durch ein fröhlikes Trillern geweckt. Immer höher kletterten die Strophen des Vogelliedes, reihten sich aneinander auf wie kostbare Perlen an silberner Schnur. Jäh richtete sich der Alte in seinem Bette auf und erlebte zum ersten Male den Gesang seines Vogels. Dann lag er noch lange in den Kissen und durchkostete das warme und beglückende Gefühl, nicht allein zu sein

Von dem Tage an wurde das Verhältnis zwischen Hövel und dem Vogel immer zutraulicher. Der Vogel piepste hell und unruhig, wenn der Alte zu Hut und Stock griff, um hinauszugehen, und er begrüßte ihn freudig, wenn er heimkehrte. Dann stellte sich Hövel vor das Bauer, redete zu dem Tierchen wie zu einem Menschen, versicherte ihm, sich zu bessern und heute nicht mehr die Stube zu verlassen. Oft auch neckte er ihn, füllte den leer gewordenen Napf mit Körnern, so daß der Vogel erwartend nach dem Napf hinschaute. Dann schob Hövel den Napf in das Bauer, und wenn der Vogel seinen Schnabel hineinstecken wollte, zog der Alte den Napf eiligst wieder heraus, so daß der Vogel laut piepsend schalt und auch mit leichtem Schnabelhieb nach des Alten Finger zielte. „Du gutes, dummes Kerlchen!", lächelte dann Hövel und ließ ihm den gefüllten Napf.

Eines Tages, als Hövel den ganzen Morgen durch den Stadtpark geschlendert war und sich so recht frei wie ein Junger gefühlt, öffnete er, als er heimkam, das Türchen des Bauers. Das Tierchen schaute den Alten, indem es den Kopf verwundert her und hin bewegte an, sprang zur Tür hin, flog mit einemmal hinaus und setzte sich auf die oberste Kante des Kleiderschrankes. Flog dann zum Tische hin, sprang hüpfend über das geblümte Muster des Tischtuches, pickte hier und dort eine übrig gebliebene Brotkrume auf, so daß der Alte sich vergnügt in eine Ecke des Zimmers setzte und beglückt dem freudigen Tollen des Vogels zusah. Und als es ihm gar gelang, das Tierchen durch ein Stück Zucker auf seine Hand zu locken, ward das Maß seiner Freude übervoll. Seitdem gestaltete sich das Verhältnis zwischen ihm und dem Tiere noch inniger, der Vogel setzte sich auf des Alten Schultern und trillerte ihm schillernde und gleißende Kadenzen ins Ohr. Die Morgenspaziergänge des Alten aber wurden von nun an immer seltener, er beschäftigte sich immer mehr mit dem Vogel, und das Leben des Tierchens füllte sein eigenes vereinsamtes Leben mit Glück.

Und dieses Glück, das still und wunschlos zwischen einem alten wunderlichen Sonderling und einem Kanarienvogel hoch oben in einer Dachstube gezimmert ward, währte bereits zwei Jahre. Da bog sich jenes Glück zum Leid um; denn mit einem Male hörte der Gesang des Vogels auf. Das Tier saß gedrückt und unbeweglich in einer Ecke des Bauers, ließ alle Leckerbissen unberücksichtigt, flog nicht hinaus, wenn der Alte ihm die Tür des Bauers öffnete, und schaute nicht einmal zu ihm hin, wenn er gute Worte zu ihm sprach. So verging für Hövel eine ganze Woche in banger Angst und Qual. Er war dem Verzweifeln nahe, rannte von Vogelgeschäft zu Vogelgeschäft, wandte dieses und jenes Mittel an — doch alles half nichts.

Da langte er an einem Morgen wieder in die hinterste Ecke seiner Kommode hinein und zog ein blankes Fünfmarkstück heraus. Packte das Bauer mitsamt dem Vogel in dickes Packpapier ein, ließ eine kleine Oeffnung im Papier frei, so daß ein silberner Lichtstrahl in das Bauer hineinhuschen konnte. Und der alte Hövel ging still und gebückt über die Straße, ging schlürfenden Schrittes, als trüge er ein namenloses Leid. Klingelte, nachdem er durch viele Straßen geirrt, bei einem Tierarzt und trug ihm unbeholfen und mit stockender Stimme sein Anliegen vor. Doch als der Tierarzt das Papier von dem Bauer entfernte, lag der Kanarienvogel tot neben dem untersten Stäbchen...

Von der Stund an ist der alte Hövel um eines Vogels willen ein Trinker und Bettler geworden. Oder eigentlich aus lauter Einsamkeit in der menschenüberfüllten Welt!

Das Tor der Glückseligkeit

Mit uralten Zypressen fängt es wie ein Friedhof an, und wirklich, hier liegt die alte Türkei begraben. Denn hier, wo Konstantin seine Akropolis erbaute, wo viele Kaiser von Ost-Rom blühten und hingingen, haben vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert die Sultane ihren Sommerpalast errichtet, bis Abdul Medjid hinüber nach dem Bosporus ging und das große Marmorschluß von Dolma Bagdsche baute.

Hier aber ist von Marmorschlössern nichts. Dies ist ein Garten und eine Stätte lustiger Gebilde, aber zuerst ist alles dreimal unsichtbar, alles von vielfachem Mauerwerk umgürtet, denn Mißtrauen und Hang zur Heimlichkeit kennzeichneten immer das Leben des Türken. Durch kolossales Gemäuer, durch Türme und Scharten sind Höfe hier von Höfen abgetrennt, und eben dieser große zweite ist es, der, von italienischen Kreuzgängen umrahmt, von einer Zypressenwaldung verdunkelt, den Eindruck des Begrabenen weckte. Und doch strecken sich schon in diesem zweiten Hof zur Rechten groteske Zeichen davon empor, daß doch ein reiches hingestrecktes Leben in dieser Nähe atmete, denn die neun kleinen kuriosen Schornsteine, die da wie Koksöfen nebeneinander stehen, gehören zu den neun Küchen, die für den Sultan, für seine Mutter, für Sultaninnen, Obereunuchen und alles rauchten, um was sich diese Größen noch gruppieren mochten. Und jetzt, da man einmal von Küchen hört, tauchen Erinnerungen an die Märchen vom Kalifen auf, und nun scheint es schon eher glaubhaft, daß man sich seiner Wohnstatt näher.t

Da steht es schon, das Eingangstor, mit säulenreichem, mächtigen Vordach, Bab-el-Seadet, das Tor der Glückseligkeit, ein bißchen chinesisch und eher heiter als würdevoll, wie es sich für die Glückseligkeit geziemt. Mitten im Tore blinzelt, mit den fatalen Lächeln dieser Leute, ein alter Eunuch, der es gar nicht mehr nötig hat. Nun sind wir im Serail des Kalifen und unterscheiden vorerst nichts als eine Wirrnis kleiner niedriger Glashäuser und zwischen ihnen die Bläue des Meeres, über dessen beglänzten Spiegel in milder Höhe sich diese Nordostspitze von Stambul erhebt. Hier ist kein Schloß noch ein System von Schlössern. Mutwillig und regellos hat ein Sultan nach dem andern hier seine lustigen Kioske aufgerichtet.

Neben herrlichen Marmortoren wanken halbbrüchige, eisengestützte, und blinkt an einer Stelle alles von goldenen Lasuren dort wächst das Moos aus einem schimmligen Dach. Persische Teppiche von nie gesehener Schönheit werden von knalligen modernen Läufern durchquert, und Brokate, wie sie bei uns kein Parvenü auf den Boden zu legen wagte, müssen lackierte Goldsofas tragen. Schmuck ist hier viel, wenig Kultur, Reichtum, nicht Stilgefühl, eine breite wollüstige Wirrnis von allem, was weich ist, bequem und glänzend.

Der „Diwan" bleibt, wie manche andern Teile des Serails, verschlossen. Der Fremde, der auch nur in diese Höfe zu gelangen sich bei den höchsten Stellen sehr bewerben muß, erfährt hier nur, daß in jenem säulenumstandenen Pavillon der Sultan ehedem auf einem ungeheuren Diwan saß, um dort die Botschafter der fremden Mächte zu empfangen. In der Mitte dieses Raumes liegt ein Bassin. Sobald der Empfang begann, fing eine Fontäne an zu spielen, und Zweck und Ursache dieses Brauches sind so weiß wie jene Doppeltüren, die ich vor den Beratungszimmern südafrikanischer Goldmagnaten passieren mußte: jedem Lauscher sollte das Rauschen der Fontäne die Staatsgeheimnisse unhörbar machen, die hier besprochen wurden. (Avis aux diplomes!)

Je weiter man in diesen eingezirkelten Gärten der Meeresbalustrade sich nähert, um so schöner werden die Luftbauten. Von Marmorfassungen ist jede dieser alten, hohen Platanen umgeben, die hier die niedrigen Gebäude schnell überwachsen haben, und im Innern dieser Fassungen, dicht am Stamme, sind kleine Beete angelegt, quadratisch wie der Marmor.

Dort ragt ein kleiner runder Turm auf, drollig vor die Aussicht hingestellt, der Medizinturm, denn da drin, in einem winzigen, halbdunklen Raume, saß der Leibarzt des Sultans und mischte Gifte zur Heilung oder zum Morde. Eine große Truhe steht in einer Nische, sechzehn geschliffene Flaschen bilden in der samtenen Truhe ein Quadrat, jede trägt einen lateinischen Namen, aber die Bücher, die der Doktor studierte, sind alle arabisch, und man blättert zwischen diesen schönen Siegeln mit gläubiger Neugier, als lösten sie, nah bei den tödlichen Giften, das Geheimnis des Lebens.

Dort aber, in dem nächsten Kiosk, dort löst es sich selbst, dort mindestens ist es in solche leichte Schönheit aufgelöst, daß man das Fragen läßt und solche Lebenskunst wie eine Antwort hinnimmt. Es ist, in der Westecke der Terrasse, der Bagdadkiosk, den Sultan Murad IV. um 1640 nach Sieg und Einnahme von Bagdad aufgebaut hat. Auch dieser wirkt von außen als ein Sommerhäuschen; doch Höhe, Material und Kuppel bereiten schon auf ein Besonderes vor. Dies Innere ist ein einziger, kreuzförmig hochgekuppelter, doch kleiner Saal, von dem vier große Nischen mit ungeheuren Diwanen gleichmäßig ausgebaut sind, und vier Pforten führen auf die bedachte Galerie hinaus. Das Licht, nur aus der Kuppel niederfließend, schwebt auf einen olivgrün und rötlich gewirkten Gobelinteppich, auf die schweren und köstlichen Gewebe der Diwane, an den Mauern aber auf alte blaue Majoliken, die diesen ganzen Innenraum überkacheln. Nur unten, bei den Türen, sind sie von braun und weißen Holzintarsien unterbrochen, und wenn die Hand an diesen Wänden hingleitet, fühlt sie die Kühle dieser edlen Kacheln neben der Wärme dieses verschwenderischen Holzes wie den Wechsel der Liebe, die in diesem Lusthaus des Kalifen mit dem ganzen, langsamen Raffinement des Morgenlandes einst geflogen wurde.

Und blickte der Kalif zu solcher Stunde zur Kuppel seiner Glückseligkeit empor, so sah er sie in rötlich-goldenem Muster vom Licht des Nachmittags mild erglänzen. In seinem Rücken büßten Männer und Frauen einen Blick, ein Wort, einen Verdacht mit

jeder Form des Todes, zehntausend Sklaven bauten an seinen Plänen vor ihm, zwischen seinen seidenen Frauen, die an der Pforte starrten, seines Winkes harrend, fliehen langsam seine Schiffe vorüber, mit Lasten von Gold, mit Kästen von Edelsteinen, die sie auf dem Rücken des Meeres in seine großen Häfen trugen, und tausend Meilen jenseits jener Berge, die drüben Asien verkündeten, hörte sein Reich noch nicht auf.

Träume, ausschweifend von Macht und Gier, von Rache und Lust, konnte noch dieser Kalif, als er vor drei Jahrhunderten dies Lusthaus baute, durch solche Wirklichkeiten überbieten. Und wieder fragt sich der Nachgeborene: Dies ist dahin. Ist es wirklich schade, daß es dahin ist?

Wie entstehen Erdbeben?

Von Professor J. Koenigsberger.

Wird an irgendeiner Stelle die Erde stark erschüttert durch eine Explosion oder durch einen natürlichen Vorgang in der Erde, so gehen von dieser Stelle, dem Erdbebenherd, Wellen aus, ähnlich wie wenn man in Wasser einen Stein wirft. Zwei Arten von Wellen pflanzen sich von der Erregungsstelle fort, wie der jüngst verstorbene Gelehrte Wiechert zuerst folgerte. Die einen schwingen senkrecht zur Richtung der Ausbreitung, so wie die kleinen Wellenberge und Täler, die wir auf dem Wasserspiegel auf und ab tanzen sehen, während die Welle sich längs der Wasserfläche ausbreitet. Das sind die sog. Quer- oder Transversalwellen. Dann gibt es Wellen derselben Art wie die Schallwellen in der Luft, die Längs- oder Longitudinalwellen, die in Richtung der Ausbreitung schwingen. Die beiden Wellenarten wandern verschieden rasch, die longitudinalen rascher als die transversalen. Bei einem Erdbeben kommt also auch an den Erdbebenwarten, wo empfindliche Instrumente die Wellen und damit auch ihren Anfang, die „Vorläufer", aufschreiben, die longitudinalen Wellen früher an als die transversalen. Es braucht der Vorläufer der Längswelle z. B. 8 Minuten Zeit, der Querwelle 14 Minuten Zeit um von der Erdbebenstelle bis zur Warte zu wandern oder bei einem etwa doppelt so großen Weg 16 und 28 Minuten. Aus dem Zeitunterschied im ersten Fall 6, im zweiten 12 Minuten, kann man auf den Abstand des Beobachtungsortes vom Erdbebenherd schließen. Je nach Abstand und Gegend sind diese Zeitunterschiede etwas anders zu bewerten. Man hat auf Grund langjähriger Beobachtungen und Rechnungen Tafeln und Zeichnungen hergestellt, nach denen man aus den oben angegebenen Zeitunterschieden den Abstand des Erdbebenherdes von dem Beobachtungsort in Kilometern ermittelt. Doch die Richtung, aus der die Wellen kommen, kann man mit Sicherheit an einem Ort allein noch nicht feststellen.

Die Ursachen der Erdbeben sind Spannungen in der dünnen Erdkruste. Die feste Erdkruste ist nur etwa 50 bis 100 Kilometer dick. Darunter liegen feurig-flüssige Massen des Magma. Der Erddurchmesser beträgt 13 000 Kilometer. Die Spannungen werden aus irgend einem Grunde z. B. auch durch besonders rasche Aenderung des Luftdruckes, also des Wetters, oder durch uns bisher verborgene Vorgänge in der Erde ausgelöst. Dann verschieben sich große Stücke der Erdkruste, Schollen von 50 Kilometer Dicke, um einige Millimeter oder auch um viele Meter gegen die benachbarten und zwar plötzlich in Bruchteilen einer Sekunde, oft mehrmals nacheinander. Langsame Verschiebungen gibt es auch. Der Mensch merkt sie nicht; sie schaden ihm nicht. Die raschen Bewegungen aber geben große Beschleunigungen und damit große Kräfte, die nur ganz kurz dauern, aber unsere Steinbauten sofort zertrümmern können. Wenige andere Ereignisse lähmen und erschrecken während ihrer Dauer den Menschen dermaßen, wie ein Erdbeben. Man kann die Tiefe des eigentlichen Erdbebenherdes, da, wo die Spannungen und Veränderungen sich am stärksten äußern, heute ungefähr berechnen. Es ergeben sich durchschnittlich 30 bis 55 Kilometer. Das ist auch etwa die Tiefe der großen störenden Massen, wenn man diese aus Messungen der Schwerkraft und des Erdmagnetismus errechnen kann.

Als Ursachen der Spannungen und damit der Erdbeben nahmen viele Forscher eine fortdauernde geringe Zusammenziehung der Erdkruste an. Andere Forscher glauben neuerdings, daß die Verschiebungen in der Erdkruste, welche ihren Ausdruck in der Bildung von Gebirgen (z. B. Schwarzwald, Harz, Alpen) finden, auf eine Verlagerung von Teilen der Erdkruste vom Aequator nach dem Pol hin beruhen. Andere nehmen an, daß Strömungen in den feuerflüssigen zähen Gesteinen, in dem Magma unter der festen Erdkruste, die Spannungen hervorrufen. Mit den Erdbeben, auch mit dem sogenannten erdbaulichen (tektonischen) steht direkt oder indirekt Eindringen feurig-flüssigen Gesteins in obere Teile der Erdkruste, manchmal bis zur Oberfläche als vulkanischer Erguß und Ausbruch in Zusammenhang, so wie das Wasser zwischen bewegte Eisschollen der Eisdecke eines Flusses dringt. Es gibt Gegenden, die in den etwa zweitausend Jahren menschlicher Geschichtsschreibung immer wieder von Erdbeben erschüttert wurden, wo also die Erdkruste am wenigsten fest ist, wo die Spannungen sich ausgleichen. Dazu gehören z. B. in Europa Süddeutschland und die Alpenländer, Italien, Balkan, Küste von Portugal, in Asien Kleinasien, Turkestan, Japan, innere Provinzen von China, in Amerika die pazifistische Küste, besonders Kalifornien und Alaska. In manchen Gegenden sind seit Jahrhunderten die Häuser dem angepaßt, entweder sehr leicht, wie in Japan, oder sehr fest mit dicken Mauern und niedrig, wie in oft erschütterten Gegenden der Mittelmeerländer. Oder es wird jetzt in Kalifornien mit federnden Stahlgerüsten gebaut.

Die Erfahrungen der letzten Monate zeigen, daß, wenn an einer Stelle eine Scholle der Erdkruste sich stärker verschiebt, bald danach, für unsere Zeitbegriffe, ringsherum an derselben Scholle und an benachbarten, derselbe Vorgang weiter geht. Die seit einigen Monaten auftretenden Beben von Smyrna, Philipopel, Korinth, Monte Amiata, die schwachen Beben in Süddeutschland gehören zusammen. Man weiß nicht, ob die Gebirge durch für Menschen langsame und kaum merkliche Bewegungen aufgetürmt werden oder plötzlich. Vieles spricht für erstere Annahme. Die seit der letzten Eiszeit seit etwa 20 000 bis 100 000 Jahren gebildeten tiefen Täler steile Bergwände lassen nicht wahrnehmen, daß sehr große Massen Gestein herabgefallen sind. Man hat auch m. E. aus früheren geologischen Schichten keinen derartigen Beweis wirklich starker Beben, außer vielleicht in der Kohlenzeit, vor etwa 150 Millionen Jahren. Ob und wann eine solche Zeit wie die Kohlenzeit mit kräftigster Gebirgsbildung, mit vulkanischer und intrusiver Magmatätigkeit und dabei mit stärkstem Pflanzenwuchs auf der Oberfläche wiederkehrt, vermag die heutige Physik der Erde nicht zu sagen.

Doch die Erdbeben, die erdgeschichtlich keine merklichen Veränderungen hervorbringen, die nicht einmal an einem so steilen und wenig sicheren künstlichen Einschnitt wie an den Kanal von Korinth Einstürze verursachen, die geologisch überhaupt nicht der Rede wert sind, können die meisten gewöhnlichen Häuser völlig in Schutt verwandeln. Das wird sich vermeiden lassen. Dagegen sind die großen Bauten für Wasser, die Stauwerke für die Elektrizitätserzeugung und die Wasserleitungen aus dem Gebirge kaum vor Erdbebenwirkungen zu schützen. Man wird wohl später unterhalb dieser Bauten eine Gefahrenzone ausscheiden, in der keine Wohnungen liegen dürfen, und bei den Wasserleitungen unten große ungefährdete, flache Wasserreservoire anlegen, um die Städte gegebenenfalls längere Zeit versorgen zu können.

Der Mensch ist ein soziales Lebewesen und wird das bei der heutigen Technik und Bevölkerungsdichte besonders gegenüber unerwarteten Naturereignissen, auch Klimawechsel, zeigen müssen.

Hemdwechseln

Ein Arzt zwei Männer untersucht
Nach dem Befund der Lungen,
Wobei er heimlich schimpft und flucht,
Daß er dazu gezwungen,
Weil sein Beruf es ihm gebeut',
Zum Zweck der Diagnose
Sie abzuhorchen ungescheut
Trotz Schmutz von Hemd und Hose.
„Sie kommen morgen wieder her,
Jedoch," spricht er mit Grollen,
„Wär' gut, wenn Sie — ich bitte sehr —
Die Hemden wechseln wollen!"
„Was profitiert der Arzt dabei?"
Beim Heimweg sagt der eine:
„Wenn ich von dir das Hemd austeih'
Und du ziehst an das meine?"

Du goldener, herziger Sonnenschein,
Du blickst so tief mir ins Aug' hinein;
Wie schimmernde, leuchtende Maienpracht,
So hast du mir strahlend ins Herz gelacht.

*

Es lagen lustig da die Auen und die Tale; aus Maigewölken von der Sonnen Strahlen holdselig angelacht; die Ströme schimmerten, die Büsch' und Wäldchen alle bewegten sich im tauigen Kristalle, in funkelnd lichter Pracht.

*

Das Glück, das glatt und schlüpfrig rollt,
Tauscht in Sekunden seine Pfade,
„Ist heute mir, dir morgen hold
Und treibt die Narren rund im Rade.